



Lang, lang, ist's her

daß Litauens einstiger Premierminister Jonas Cernius sich im Glanz einer phantasiereichen Uniform Göringschen Formats sonnen konnte. Als sich die Sowjets vor neun Jahren den baltischen Randstaat einverleibten, wurde Cernius eine der ersten „displaced persons“ der jüngeren Geschichte. Er wanderte nach den Vereinigten Staaten aus. Heute will er von Politik nicht mehr viel wissen. Er hat sich mit dem Leben eines einfachen Arbeiters in einer Fabrik in Newa rk (New York) zufriedengegeben.

Der 43jährige Kravchenko empfand den Artikel der französischen Zeitschrift als verletzend. Er machte kurzen Prozeß und strengte einen an. Wegen Beleidigung. Die Zeitschrift will einen Gladiatorenaufmarsch von prominenten Zeugen starten: General Rudenko, Kravchenkos Missionskollege aus Washington, Mr. Joliot-Curie, Kommunist und atomforschender Wissenschaftler, Mr. Courtade, Außenpolitiker der kommunistischen „Humanité“ und etliche führende sowjetische Wirtschaftler marschieren an der Spitze. Sie sollen die Herrlichkeit des Sowjetsystems bezeugen.

Im letzten Gliede der Zeugenkolonne stehen die drei Ex-Gattinnen Victors, der bei dieser Gelegenheit zum erstenmal von ihnen zu hören vorgibt. Es fehlt nur der Kronzeuge: Mr. Sim Thomas. Der war noch nicht aufzutreiben.

Victor A. Kravchenko schrieb im Pariser „France Soir“, er sei bereit, den Prozeß als „Prozeß mit dem Kreml“ zu führen. „Da sie mich anklagen, das Leben in der Sowjetunion falsch dargestellt zu haben, werden sie nachweisen müssen, daß dieses Regime ein wahrhaft demokratisches Regime ist“. Victor meint, das werde sehr schwer fallen. Am den Schluß des Artikels hängt er den Satz: „Dieser Artikel darf von allen Publikationsorganen der Welt nachgedruckt werden, einschließlich der „Prawda“ und „Iswestija“. Beide verzichteten darauf.

Dornen auf der Zunge

Starker Mann auf Gandhis Spuren

Jeden Morgen um fünf Uhr, bevor noch die Sonne über Delhi aufgeht, macht ein alter Mann in langem Leinenrock und Sandalen seinen Morgenspaziergang in der baumbestandenen Aurangzeb-Allee der indischen Hauptstadt. Es ist Sardar Wallabhai Patel, einer der beiden wichtigsten Männer des heutigen Indien. Patel promemiert selten allein. Manchmal hat er Ministerpräsident Jawaharlal Nehru dabei, den anderen wichtigen Mann Indiens, der gerade um die Ecke wohnt, oder seine

Tochter und Sekretärin Maniben, manchmal auch einen Flüchtling oder Multimillionär, einen prinzlichen Potentaten oder einen Politiker. Immer aber können die Nachbarn ihre Uhren nach Patels Morgenpromenade stellen.

Ein paar Stunden später wird Sardar Wallabhai Patel in seinem muffigen Ministerium oder im Parlament wieder zum meistbeschäftigten Mann der Indischen Union: er ist gleichzeitig stellvertretender Ministerpräsident, Innenminister, Minister für die Fürstenstaaten und Informations- und Rundfunkminister.

Die Inder sagen, daß Patel bei der Ausübung all dieser Funktionen seinem Vornamen viel Ehre macht. Wallabhai heißt soviel wie „starker Mann“. Sardar, Führer, nennt man ihn seit etwa 20 Jahren, als er mit der erfolgreichen Inszenierung der Steuerverweigerungskampagne von Bardoli Gandhis Idee des zivilen Ungehorsams der ersten großen Generalprobe unterwarf.

Patel wird gehaßt, geliebt, gefürchtet und respektiert wie kein anderer der indischen Führer. Den „eisernen Diktator Indiens“ nennen seine Gegner den Mann, der 30 Jahre lang Gandhis Ideen in praktische Politik umgesetzt hat. Aber die Ansicht seiner Feinde, daß er seine Machtstellung zu eigenwillig gebrauche, läßt den 71jährigen Politiker mit dem ironischen Lächeln und den schlauen Augen eiskalt.

Kalt und spöttisch sprach vor langer Zeit Patel auch von dem „halb nackten Jogi“ Gandhi, als beide 1915 im Club von Ahmedabad zum erstenmal zusammentrafen. Der in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsene, aber dann rasch zum erfolgreichen Verteidiger von Mördern und sonstigen Schwerverbrechern avancierte Patel ließ seine angefangene Bridge-Partie durch das Erscheinen seines Kollegen Gandhi nicht stören. Gandhi wurde schon damals wegen seines für die Inder in Südafrika errungenen Erfolges in Indien stark gefeiert.

Aber bereits ein Jahr später nannte sich Patel, der noch kurz zuvor die Politik

als „Deckmantel für Feigheit und Heuchelei“ charakterisiert hatte, Gandhis blinden Gefolgsmann. Er kleidete sich nicht mehr nach der neuesten Mode der Londoner Bond-Street, sondern nach Gandhis Beispiel. Patel wurde der Realpolitiker hinter dem Idealisten Gandhi und der mächtige Organisationsleiter, der Boss der Kongreßpartei.

Außerhalb Indiens wurde der asketische Gandhist wenig genannt. Sein Wirken spielte sich hinter den Kulissen ab. Millionen von Parteigeldern, die Wahllisten aus den Provinzen — alles ging durch seine Hände.

Als er vor 20 Jahren Bürgermeister von Ahmedabad wurde, hatte er zum erstenmal auch öffentlich Gelegenheit, seinen Genius für Organisation zu beweisen. Sein Steckenpferd war die Verbesserung der sanitären Anlagen der Stadt. Da seiner Meinung nach ein Beispiel immer besser wirkt als alle wohlmeinenden Vorschriften, nahm er manchmal selbst einen Kehrbesen in die Hand und säuberte die öffentlichen Bedürfnisanstalten der Stadt.

In jüngster Zeit organisierte Patel eine unblutige Revolution. Er verwandelte 500 verstreute und eigenwillige Fürstenstaaten in wenigen Wochen in ein Dutzend straff zusammengefaßter Verwaltungseinheiten.

Wie die meisten indischen Führer hat Patel lange Jahre im Gefängnis verbracht. Hier lernten seine Mitgefangenen den verschlossenen Mann von einer ganz anderen Seite kennen. Er erzählte serienweise Witze, kochte den Tee und kümmerte sich um die Verpflegung.

Die Dienstboten, die sich heute um seine Verpflegung kümmern, haben mit ihm weit weniger Sorgen, als er damals mit seinen Mitgefangenen hatte. Patel frühstückt mit einem Glas Milch und ein paar Nüssen und ist strikter Vegetarier. Er trinkt keinen Alkohol, raucht nicht und hat noch keinen Film gesehen.

Mit flammender Empörung zieht er oft gegen die „Unmoral“, westlicher Einflüsse zu Felde. Er beherrscht die Idiome der Bauern ebenso meisterhaft wie das literarische Gujerati. Gandhi sagte von ihm, kurz bevor er ermordet wurde: „Der Sardar hat Dornen auf seiner Zunge, aber er hat ein gütiges Herz.“



Gehaßt, geliebt und gefürchtet
Sardar Wallabhai Patel

Zum Luxus verdammt

Proletarier im gelobten Land

Vincent Sardi, Besitzer eines exklusiven Feinschmeckerlokals am Broadway, hat in seinem Restaurant schon mancherlei erlebt und Gourmands aus allen Teilen der Welt zu Gast gehabt. Aber noch nie war bei ihm ein so üppiges Mahl bestellt worden wie an jenem Abend der letzten Woche, als ein gut angezogener Herr mit einer hübschen Schauspielerin am Arm das Lokal betrat. Genießerisch arbeitete sich der Fremde durch Berge von schwarzem Kaviar, ein Dutzend großer Austern, etliche Salate und Fischgerichte, ein Drei-Portionen-Steak, Käse und verschiedene Desserts, um dann das Diner mit einigen Flaschen Champagner und einer Kanne Florentiner Kaffees hinunterzuspülen.

Dafür mußte er 50 Dollar auf den Tisch des Sardi-Hauses legen. Es war die größte Rechnung, die jemals in der Geschichte des Restaurants zusammengestellt wurde. Der appetitfrohe Gast zahlte sie lächelnd, drückte dem staunenden Kellner noch ein Zehn-Dollar-Trinkgeld in die Hand und ging mit seiner hübschen Gefährtin seiner Wege.

Der begabte Feinschmecker war nicht etwa ein millionenschwerer Kapitalist. Er war im Gegenteil ein distinguiertes Proletarier, ein sowjetrussischer Schriftsteller und Propagandist, der gerade aus Moskau eingetroffen war, um seinen Landsleuten über den Stand der amerikanischen Demokratie zu berichten.

Er benahm sich vis-à-vis der amerikanischen Fleischtopfe genau so unproletarisch, aber ebenso wenig ungewöhnlich wie die 1200 Russen, die heute in offizieller Mission in den Vereinigten Staaten leben (in Rußland sind dagegen nur 150 amerikanische Diplomaten akkreditiert). Wohl haben die nach den Staaten delegierten Russen alle ihre eigenen kleinen Eisernen Vorhänge mitgebracht und benehmen sich sehr reserviert. Aber amerikanische Regierungsbeamte, Geschäftsleute und Journalisten, die mit ihnen öfters zusammen treffen, versichern einmütig, daß die Russen in USA die beste Zeit ihres Lebens verbringen. Sie entwickeln für die amerikanischen guten Dinge des Lebens einen enormen Appetit. Das fängt bei Roastbeef und Nylon-Strümpfen an und hört bei Autos und Millionen-Dollar-Landgütern auf.

Während der letzten zwei Jahre haben die Russen in den Staaten so viel Land erworben, daß die Sowjetregierung jetzt der größte ausländische Landeigentümer und Pächter der USA ist. Die Moskowitichen haben dabei eine ausgesprochene Vorliebe für große und prächtige Landhäuser an der „Goldküste“ Long Islands und für prunkvolle Herrenhäuser in der Nähe des oberen Stadtteils von Manhattan entwickelt.

In Glen Cove (Long Island) hat die sowjetische Einkaufs-Kommission eine Zitate des amerikanischen Kapitalismus, den 1 500 000-Dollar-Besitz des verstorbenen J. Pierpont Morgan gepachtet. Das Gut umfaßt ein 48räumiges mit Louis-XV.-Möbeln ausgestattetes Haus, 116 Morgen Gartenland und einen großen privaten Strand.

Zur gelegentlichen Benutzung durch Außenminister Molotow und andere durchreisende Kreml-Größen hat die Sowjetregierung einen anderen Palast in Glen Cove gekauft, der unter dem Namen Killenworth bekannt ist und der früher George Dupont Pratt gehörte, einem der Begründer der Standard Oil Company. Killenworth hat 50 Räume, 35 Badezimmer,

Marmorbetten, eine aus Europa importierte Eichentafelung, Tennishallen, Weinkeller mit Tausenden von Flaschen und eine elektrische Anlage, die kürzlich für die Kleinigkeit von 40 000 Dollars repariert wurde.

Etwas weiter nach Long Island hinein, in Woodbury, hatte Andrej A. Gromyko, der bisherige Delegierte beim Sicherheitsrat der Vereinten Nationen, einen anderen Prunkbesitz als Wochenendquartier gepachtet. Fünf Tage in der Woche mußte Gromyko mit seiner Familie allerdings in einer Zimmerflucht des Hotels Plaza in New York auskommen, wo er und die Seinen von einem Heer von Dienstboten umgeben waren. Allein drei Küchenchefs waren darunter.

Bei ihren offiziellen Empfängen zur Feier der Oktoberrevolution und des Geburtstages der Roten Armee singen die Russen immer noch gern die Internationale, die mit den Worten beginnt: „Wacht auf, Verdamnte dieser Erde!“ Aber in ihrem Alltagsleben lehnen sie es ab, auch nur äußerlich zu diesen Verdamnten zu gehören. Ganz im Gegenteil.

Als beispielsweise Molotow die Vereinigten Staaten besuchte, wurde er mit einem Aufwand empfangen, der einem römischen Imperator alle Ehre gemacht hätte. Das war zu einer Zeit, als vorübergehend auch in Amerika Fleisch knapp geworden war. Im New Yorker sowjetischen Konsulat, wo Molotow mit einem kalten Büfett begrüßt wurde, gab es keine Fleischknappheit. Die Tische brachen unter Spanferkeln mit Aepfeln in der Schnauze, ungeheuren Platten mit Lachs, Bergen von Kaviar und Kisten von Wodka, Whisky und Champagner fast zusammen. Livrierte Lakaien servierten.

Aber die Russen haben nicht nur für gutes Essen und Trinken, sondern auch für gepflegte Kleidung viel übrig. Die Frauen und Töchter sowjetischer Beamter kommen oft noch in sehr proletarischem Make-up in den Staaten an. Aber sie zeigen sich schon nach kurzer Zeit recht anpassungsfähig.

Nach ein oder zwei Tagen gehen sie in Begleitung eines Dolmetschers zu zweien oder dreien einkaufen. Mit dem Ergebnis, daß die proletarischen Aschenbrödel bald kaum von amerikanischen Millionärsgattinnen zu unterscheiden sind. Madame Nikolai V. Novikow, die schöne Frau des einstigen russischen Botschafters, wurde von einem Washingtoner Redakteur als eine der bestangezogenen Frauen der Vereinigten Staaten bezeichnet.

Auch die russischen Männer verstehen es, sich smart anzuziehen. Als der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg die USA besuchte, führte ihn sein erster Gang nicht etwa in die Arbeiterviertel New Yorks, sondern in die Fifth Avenue. Dort gab er dem Atelier eines der bekanntesten Schneider New Yorks drei Anzüge für je 155 Dollar in Auftrag: einen blauen Flanellanzug, einen blauen Fischgrätenanzug und ein schickes Sportjacket mit dazu passenden Flanellhosen.

Anschließend machte Genosse Ilja allerdings ganz auf proletarisch. Eine Besichtigung der technischen Wunderwerke im Tennessee-Tal (TVA) lehnte er mit dem Bemerkten ab: „Dämme haben wir in Rußland selbst. Ich will viel lieber sehen, wie Eure unterdrückten Neger im Süden leben.“

Daß auch die Kinder russischer Diplomaten an dem guten Leben teilhaben dürfen, hat sich in einigen Fällen bereits als



Politische Macht = Wohlstand: Gromyko, Molotow und eine Geldkiste ohne Boden

Niemand weiß genau, womit die Russen ihr luxuriöses Leben im gelobten Land Amerika finanzieren. Während amerikanische Diplomaten und die anderer Nationen mit verhältnismäßig bescheidenen Gehältern und Spesen auskommen müssen, scheint die russische Geldkiste ohne Boden zu sein. Ein amerikanischer Konsul, der lange in Rußland tätig war, wußte eine Erklärung: „Unter dem Kommunismus ist politische Macht gleichbedeutend mit Wohlstand. Wenn man in der roten Hierarchie eine einigermaßen hohe Position bekleidet, kann man alles haben, was man will.“

gefährlich erwiesen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln ist ein Teil der jungen Generation Rußlands offensichtlich von kapitalistischen Gedankengängen angesteckt. So schlich Milya, die neunjährige Tochter Gromykos, neulich ihren Begleitern davon, schnitt sich eine ganze Menge Rhododendron-Blüten ab, die sie dann an einem in der Nähe gelegenen Schlagbaum an Kraftfahrer verkaufte. Das Geschäft florierte blendend, bis sie entdeckt und wieder eingefangen wurde. Leider ist nicht bekannt geworden, was Papa Gromyko unternahm, um Milya von ihren kapitalistischen Tendenzen zu reinigen.